

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 23 (1920-1921)

**Artikel:** Über Sozialismus, Arbeit und Volksbildung  
**Autor:** Lang, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-749692>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ÜBER SOZIALISMUS, ARBEIT UND VOLKSBILDUNG

Es wird in letzter Zeit von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, dass der Sozialismus nicht nur eine Brot- und Magenfrage sei, sondern dass Tieferes dahinterstecke: dass es sich um die Erlösung der ganzen arbeitenden Masse aus einem unwürdigen Zustand handle, dass er, um es kurz auszudrücken, eine *Angelegenheit der Seele* sei. Ich will mich nicht damit aufhalten, dafür Zeugnisse aus den Zürcher, oder allgemeiner, Schweizer Verhältnissen anzuführen; man weiß, dass dieser Standpunkt ganz besonders von der Gruppe der Religiössozialen, den Ragaz-Leuten, eingenommen wird, dass aber auch verschiedene andere Gruppen, unabhängig von dieser, Ähnliches fühlen und gelegentlich aussprechen. Aber diese Stimmung ist noch viel weiter verbreitet, als nur innerhalb der schweizerischen Grenzen. Letztes Jahr, als ich in Nordamerika weilte, fand ich in einer Tageszeitung, — es war zur Zeit des großen Stahlarbeiterstreikes, der besonders das Gebiet um Pittsburg herum betraf, — der Meinung Ausdruck gegeben, dass dieser Streik nun einmal um etwas ganz anderes gehe als um Lohnaufbesserung. Der Gewährsmann, auf den jener Artikel zurückging, betonte dem Journalisten gegenüber, sein Lohn sei mehr als ausreichend, aber zehn oder mehr Stunden in Hetze zu arbeiten und todmüde heimzukehren, unfähig zu irgendeiner bildenden Arbeit, sei einfach keine menschenwürdige Existenz.

Dieser Trieb der Seele nach einem menschenwürdigeren Zustand, unabhängig von der Art der Entlohnung, zieht sich unverkennlich durch die ganze gegenwärtige Arbeiterbewegung. Seit ich mich im Industriestaat England befinde, habe ich auf Schritt und Tritt Gelegenheit, zu beobachten, dass die Ursachen der gegenwärtigen Labour Unrest gar nicht so sehr ökonomische, als vielmehr *psychologische* sind. Man weiß, dass Arbeiter, die vollständig versklavt und vertiert sind, — man denke an die Weber Schlesiens — die Fähigkeit zum Klassenkampf, die Fähigkeit zum Kampf überhaupt nicht aufbringen, dass Revolutionen immer ausgelöst werden durch *relativ* gut genährte Leute. In instinktiver Witterung dieser Tatsache haben sich die Kapitalisten aller Länder in ihrer Sün-

den Maienblüte auch nach Kräften gegen die Anfänge der Sozial-  
schutzgesetzgebung gewehrt, und man muss sagen, dass sie, von  
ihrem Standpunkt aus betrachtet, durchaus konsequent gehandelt  
haben. Erst seit sich die Lebenshaltung wesentlich verbessert hat,  
ist den Massen die Entwürdigung ihrer Lage voll zum Bewusstsein  
gekommen, erst seither wird sich dieses tiefwurzelnde Gefühl von  
Unzufriedenheit bewusst und entlädt sich in immer neuen Aktionen.  
Ähnlich haben auch diejenigen Kapitalisten, die den Wert der all-  
gemeinen Schulbildung für das arbeitende Volk bezweifeln, von  
einem auf die Erhaltung des Bestehenden bedachten Standpunkte  
aus betrachtet, vollständig recht. Ein Fabrikarbeiter, der das untere  
Gymnasium besucht hat, wird die Behandlung von seiten seines  
Vorarbeiters wesentlich entwürdigender finden, wird sehr viel mehr  
Mühe haben, sein Selbstgefühl im Getriebe der Fabrik zu erhalten,  
als ein ungebildeter Italiener, der zeitlebens nie von etwas anderem,  
als von blindem Gehorsam gehört hat. Bildung ist revolutionierend,  
gewiss. Die Frage ist nur, ob alle und jede revolutionierende Ten-  
denz zu bekämpfen sei.

Ich höre im Geiste Einwände erschallen. Man wirft ein, dass  
die Arbeiter sich doch in ihren Reden immer gegen den Kapitalis-  
mus ereifern, dass der Kapitalismus einen ökonomischen Zustand  
bezeichne und dass bei dieser Diskussion nichts von Zuständen  
der Seele, noch von Hunger des Gemütes verlaute. Ich gebe zu,  
dass man oft in Einzelfällen in guten Treuen ob den tieferliegen-  
den Motiven einer Aktion zweierlei Meinung sein kann. Warum?  
Weil sich auch die Arbeiter sehr oft nicht klar sind über ihre wirk-  
lich treibenden Motive, gerade so wenig wie andere Menschen  
auch. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, nicht so sehr darauf zu  
bauen, was ein Leidender selbst als Grund seiner Leiden angebe.  
Nicht alle Menschen sind imstande, sich über sich selbst klar zu  
werden. Die meisten ringen mit der Sprache und klammern sich,  
in der Unfähigkeit, nach einem eigenen Ausdruck zu gelangen, zu-  
nächst an die Begriffe, die in ihrer Nähe liegen. Schlagworte  
können für zehn verschiedene Menschen zehn verschiedene Inhalte  
haben. Je geringer ihre Intelligenz ist, desto leichter füllen sie  
ihnen vorgeworfene Begriffe mit ihrem unklaren Inhalt. Der Sozio-  
loge darf sich deshalb nicht ohne weiteres mit den Formeln be-  
gnügen, die in der Luft schwirren. Er hat die einzelnen Aktionen

in ihrer Verknüpfung mit allen übrigen Manifestationen des Gesellschaftslebens zu studieren. Erst dann enthüllen sich ihm die wahren Zusammenhänge.

Wenn man sich an die offiziellen Sprüche hielte, so gälte allerdings der Kampf der Arbeiter zunächst dem ökonomischen Begriff des Kapitalismus. Aber unter Kapitalismus kann man eben je nachdem sehr verschiedene Dinge begreifen, kann je nachdem die verschiedenen Aspekte des Kapitalismus in den Vordergrund schieben. Es wäre interessant, einmal eine umfassende Enquete durchzuführen, um zu erfahren, welche Eigenschaften des Kapitalismus den Arbeitern am *meisten* verhasst sind. Da ein solches Material aber zur Stunde nicht vorliegt, so bin ich gezwungen, auf andere Weise zu dokumentieren, was ich zu sagen habe.

Ich glaube, dass man, wenn man eine solche Enquete durchführen könnte, wahrscheinlich von sehr vielen Arbeitern eine Antwort bekommen würde, die, in mehr oder weniger geschickter Formulierung, ausdrücken würde, dass der Kapitalismus durch seine Seelenlosigkeit und nivellierende Tendenz schuld sei an ihrem unbefriedigten Zustande. Sicherlich sind viele Arbeiter nachgerade kleinen Beamten und Angestellten, rein finanziell genommen, überlegen. Dass sie dennoch auf diese ökonomische Überlegenheit verzichten, sobald es irgendwie angeht, um das Heer der Stehkragenproletarier zu vermehren oder ihre Söhne in akademische oder halbakademische Laufbahnen zu bringen, obschon es heute die Spatzen von den Dächern pfeifen, dass eben gerade diese Schichten ökonomisch am schlimmsten daran sind, muss bei einigermaßen vorurteilsloser Überlegung sicherlich zu denken geben. Ist dies nicht, wenn nicht ein Beweis, so doch ein Hinweis dafür, dass es sich bei dem Emanzipationskampf der Arbeiter, der jetzt in großen angefangen hat und der, trotz allen möglichen Rückschlägen und trotz den grotesken, ja brutalen Formen, die er vielleicht auch bei uns annehmen wird, die nächsten zwanzig Jahre ebenso sicher bestimmen wird, als die letzten zwanzig durch die Konzentrierung der gegensätzlichen politischen Koalitionen auf den Krieg hin bestimmt waren, dass es sich bei diesem Kampfe um etwas ganz anderes und weit wichtigeres handelt, als um eine Politik höherer Löhne und billigeren Brotes.

Die Seelenlosigkeit der Arbeit ist es im Grunde, was man

dem Kapitalismus zu innerst und zu tiefst nachträgt. Die eigentlich teuflische und unheilvolle Seite des Kapitalismus ist die *Vermechanisierung* und *Entpersönlichung* der Arbeit, die ihrerseits wieder bedingt ist durch das Anwachsen der Großbetriebe und die industrielle Zentralisierung.

Gemäß den verschiedenen Stadien des Kapitalismus ist auch der Charakter der Arbeiterbewegung jeweilen ein anderer gewesen. Im Anfang des kapitalistischen Zeitalters, sagen wir bis zum Beginn der Sozialgesetzgebung, d. h. nicht ganz bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, hatte der Kapitalismus einen andern, brutaleren Charakter, als im zweiten Stadium seiner allgemeinen Ausbreitung und Konsolidierung, das etwa bis an die Wende des Jahrhunderts geht, einen andern wieder im dritten, seitherigen Stadium, das wir als Stadium der Kartelle und Trusts bezeichnen könnten. Das erste dieser drei Stadien des Kapitalismus entspricht einer Arbeiterbewegung, die vollständig dumpf und triebhaft ist. Es ist die Zeit der Fabrikstürme, die wir auch in der Schweiz erlebt haben, die Zeit der isolierten, unsinnigen Einzelaktionen. Das zweite Stadium könnte als das der Entwicklung des Gewerkschaftsgedankens bezeichnet werden; die Arbeiterschaft wird sich in ihm ihrer wirtschaftlichen Macht, die sie in ihrer Einigkeit besitzt, bewusst. Das dritte Stadium endlich ist, wie das gleichzeitige des Kapitalismus, durch die Zentralisierungstendenz charakterisiert. Generalstreike, Massenaktionen größten Stiles, internationale Verständigung drücken ihm den Stempel auf.

Was aber dieses letzte Stadium für uns besonders interessant macht, ist, dass sich in ihm eben sehr deutlich die eingangs erwähnte Betonung des *seelischen* Faktors kundgibt.

Erst jetzt werden von den breiten Massen die wesentlichen idealistischen Gedanken des Sozialismus begriffen und aufgenommen. Erst jetzt kommt in weiten Schichten der Arbeiterschaft das Gefühl auf, dass die Welt am sozialistischen Wesen zu genesen habe. Erst jetzt entwickelt sich die eigentliche Kreuzzugsstimmung innerhalb des Sozialismus. In dieses Stadium fällt der dreißigjährige Kampf für den Achtsturentag, die Bildungsarbeit der sozialistischen Jugend, entwickelt sich als mehr oder weniger dumpfes Fühlen bis weit in das Bürgertum hinein das Gefühl, dass Sozialismus eine Weltanschauung sei; es treten solche spirituelle Führer wie

Jaurès und Eisner auf, Männer, vor deren Charakter und Intellekt auch die klassenbewusstesten Bourgeois sich beugen. Die Emanzipation der Frauen wird auf das Programm der Arbeiterbewegung geschrieben, aus einer Bewegung zur Erlösung der arbeitenden Klasse wird deutlich und deutlicher eine solche, die Anspruch auf Erlösung der Menschheit macht.

Man darf sich über die tiefgreifende Veränderung des Horizontes der Massen nicht hinwegtäuschen lassen durch die ganz unzureichenden Mittel, mit denen die Realisierungen dieser Aspirationen häufig vorgenommen werden. Die Möglichkeit, einen Idealismus zu realisieren, hat nichts zu tun mit der Kraft dieses Idealismus; die harte Wirklichkeit mag oft vorübergehend den Ansturm der Idee abschlagen. Hier handelt es sich vorläufig nur darum, die *Ideen* zu skizzieren. Und da darf man die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass gerade der Bolschewismus diesem Kreuzzugsgefühl der Arbeitermassen — trotz des Geredes über die Diktatur des Proletariates — einen ungeheuren Impuls verliehen hat. Die Befürworter der III. Internationale fühlen sich unstreitig viel stärker als seinerzeit die der II. Internationale angeschlossenen Massen als Liquidatoren der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und Apostel einer besseren Zukunft. Doch wir wollen uns durch das affektbeladene Wort Bolschewismus nicht den soziologischen Sinn trüben lassen. In der Gesamtheit der Bewegung, um die es sich hier handelt, stellt der Bolschewismus nur einen kleinen Teil dieses sehr viel mehr umfassenden dritten Stadiums der Arbeiterbewegung dar, ist ein spezifisch russischer Ausdruck davon. Der Karl Marx des dritten Stadiums — Marx war der Theoretiker und Kristallisor des zweiten — ist noch nicht erschienen. Daraus mag sich die Unübersichtlichkeit und anscheinende Verworrenheit dieses Stadiums vielleicht erklären. Jaurès war höchstens dessen vielseitigster Exponent am Anfang. Aber wenn auch der Theoretiker dieses Stadiums der Arbeiterbewegung dessen Tendenzen und Ideen noch nicht zur endgültigen und klassischen Formulierung gebracht hat, so ist nichtsdestoweniger doch schon durch eine Unmenge von Einzelkundgebungen manifest geworden, dass dieses Stadium einen ganz andern zentralen Inhalt besitzt, als das vorhergehende: *dass es hierin um Sinn und Wesen der Arbeit an sich geht*. Die Shopsteward-Bewegung, der Betriebsrätegedanke, die Gewinnbeteiligungsidee,

die Co-partnershiptendenzen sind politisch-praktische Auswirkungen der tieferflutenden Grundströmung, Wellen vergleichbar, deren Form und Gestalt wechseln kann. Der Drang nach der Verkürzung der Arbeitszeit, wo er auch nach Einführung des Achtstundentages besteht, gehört ebenfalls hieher, endlich alle die manigfaltigen Postulate der Sozialdemokratie, die auf radikale Demokratisierung der Bildungsmöglichkeiten hinzielen (Einheitschule, Volkshochschulbewegung).

Den zentralen Punkt dieses ganzen großen Komplexes scheint mir das Wesen der Fabrikarbeit zu bilden. Selbst im musterhaftesten Betrieb, selbst dann, wenn die Betriebsräte weitestgehende Rechte eingeräumt erhalten werden, selbst in einer Fabrik, die ganz als Gilde organisiert wäre, wo jeder Arbeiter sich wirklich als Mitinhaber fühlen könnte, selbst dort würde der essentielle Charakter der modernen Fabrikarbeit in keiner Weise geändert sein. Durch die weitestgehende Auswirkung des Prinzipes der Arbeitsteilung wird dem Menschen, der sich in einem Großbetrieb befindet, — und auch der sozialistische Staat wird die Großbetriebe nicht auflösen können, ja im Gegenteil er wird sie vermehren — in entsetzlichem Maße deutlich gemacht, dass er nur ein unendlich kleines Rädchen an einer Maschine ist. Er fühlt den Zwang der Gebundenheit im äußersten Maße, empfindet sich als versklavt und verdingt. Ich würdige vollständig die Einwände von Liberalen, die dank einem prononzierten Unabhängigkeitsgefühl dem Gedanken des sozialistischen Staates Hass und Wut entgegenbringen. Nur ist zu bemerken, dass Großbetriebe nicht Angebinde des sozialistischen Staates sein werden, dass der sozialistische Staat sie vielmehr als Produkte des Kapitalismus übernehmen wird und vorläufig gar keine andere Wahl haben wird, als so viel Gutes daraus zu schlagen, als ihm möglich ist. Sicher wird im sozialistischen Staat durch äußere Mittel die Existenz des Fabrikarbeiters so menschenwürdig als möglich gemacht werden, so ungefähr, wie es jetzt schon in den erleuchtetsten amerikanischen Betrieben der Fall ist (Ford). Aber dies hilft uns nicht über die fundamentale Tatsache hinaus, dass auch dann für die große Mehrzahl des Volkes Arbeit mechanische Repetierung irgendeines ganz untergeordneten Handgriffes acht Stunden, im günstigsten Falle nur sieben oder sechs Stunden hindurch täglich bedeutet.

Es ist für mich ganz sicher, dass aus dieser Quelle gegenwärtig eine unendliche Menge des Ressentiments stammt, die jetzt auf die Mühle des Sozialismus geleitet wird und den Hass gegen den Kapitalismus schürt. Ebenso überzeugt bin ich, dass die wenigsten Arbeiter sich klar machen, dass die Tragik, die in der Versklavung unserer Kultur durch die Maschine und die Fabrik liegt, durch keine Revolution und durch keinen Sozialismus aufgehoben wird. Mir wenigstens ist nicht bekannt, dass sich der Sozialismus theoretisch mit diesem fundamentalen Problem schon ernstlich beschäftigt hat. Es ist aber ein Problem von höchster kultureller Bedeutung. Denn sicherlich ist die Psyche eines Fabrikarbeiters eine total andere als die des Bauern zum Beispiel, und die Frage erhebt sich, ob sie eine höhere Form darstellt oder nicht. Diese Frage hat sich der theoretische Sozialismus meiner Ansicht in nächster Zeit sehr ernsthaft zu stellen.

Ich glaube, dass mit dem zunehmenden Gefühl der Unbefriedigung durch die Fabrikarbeit, mit der wachsenden seelischen Verkümmern, die durch eine solche Art der Arbeit eintritt, — die notabene immer mehr Leute ergreift; ich nehme keinen Anstand in dieser Hinsicht auch eine nicht unbeträchtliche Schicht der kaufmännischen Angestellten den Fabrikarbeitern zuzurechnen, denn ihre Arbeit ist genau so seelenlos und mechanisch wie die jener — auch die brennenden Probleme der modernen *Kunst* und *Halbkunst* eng zusammen hängen. Ist es z. B. nicht frappant, dass genau mit dem Anwachsen der großen Betriebe das Anwachsen und der beispiellose Erfolg der *Kinematographen* zusammenfällt. Der Kinematograph ist tatsächlich ein Denkmal unserer Kultur des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, wie es typischer kaum gedacht werden könnte. Der Konsum an Alkohol geht zurück, die Kirchen veröden, die Theater krachen zusammen — die Kinos aber dehnen sich stetig und unaufhaltsam aus! Es hat keinen Sinn, von einer Seuche zu reden. Es ist nichts Pathologisches in diesem Prozesse zu finden. Es handelt sich vielmehr um eine Bewegung, die an Zielstetigkeit und Allgemeinheit kaum ihresgleichen hat und allen Anspruch auf eine objektive soziologische Würdigung machen kann. Mir scheint sie in engstem Zusammenhang mit der fortschreitenden Mechanisierung und Entgeistigung der Arbeit zu stehen. Der großstädtische Industriearbeiter ist gewöhnlich ein relativ reizbarer Mensch.



Nicht aus dem äußern Grunde, weil viel mehr Lärm und Wagen-gerassel in seiner Umgebung herrscht als in Kleinstädten, sondern weit eher weil er durch die Intensivierung des Lebenskampfes, wie er sich in der Großstadt äußert, ständig in seinem Wertgefühl herabgemindert wird. Nirgends ist das Leben und die Arbeitskraft so wohlfeil wie in der Großstadt, nirgends wirkt das Gesetz der Nachfrage und des Angebotes so nackt und hart, nirgends fühlt sich der Mensch mehr als Ware. Der Kinematograph scheint nun wie geschaffen, dieser Reizbarkeit zu entsprechen. Er bietet Erfüllung, täuscht sie wenigstens vor, ohne von den ermüdenden Zuschauern mehr als das Minimum von geistiger Anstrengung zu verlangen. Man bedenke: Gerade durch ihre Monotonie ist die mechanische Arbeit anstrengend und zehrt das Nervenkapital frühzeitig auf. Frisch und entwicklungsfähig bleiben Leute mit abwechslungsreicher Arbeit! In Ländern mit tiefstgehender Schulbildung ist er ohnehin Ersatz für den Kolportageroman; aber auch anderswo hat er vor diesem das Moment der *Geselligkeit* voraus, auf das der Großstädter, der sich ewig einsam in der Menge fühlt, so erpicht ist. Doch auch in denjenigen Ländern, wo es an einfacher und volkstümlicher, kulturell hochstehender Unterhaltung nicht fehlt, wächst seine Beliebtheit. Es wäre eine Aufgabe für sich, die Gründe hiefür einmal systematisch zu untersuchen. Ich glaube, sie hängen nicht so sehr mit der rudimentären Intelligenz der Besucher zusammen, deren Vorstellungsvermögen das Bild bequemer entgegenkommt als das Buch, als sehr wesentlich mit dem motorischen Cachet der kinematographischen Handlung, dem Element der Unruhe, kurz mit der Dynamik des Kinos, die zu tiefst appelliert an seelische Grundfärbungen des modernen Menschen.

So beklagenswert dies den Hütern vornehmerer Kunst scheinen mag, so glaube ich, hat man doch nicht das Recht, eine soziologische Erscheinung von so weltweitem Umfang wie der Siegeszug des Kinematographen es ist, mit einer abweisenden Bewegung zu erledigen. Mir scheint sie äußerst lehrreich und in engem Zusammenhange zu stehen mit der seelischen Reaktion gegen unmäßige Arbeitsspezialisierung. Es ist auch nicht zu übersehen, dass der Kino trotz all seinen Fehlern wie das billige Volksblatt in einem gewissen Sinne ein Bildungsmittel darstellt. Kenntnisse werden

erworben, wenn auch oberflächliche. Doch weitet er zweifellos dank seiner suggestiven Wirkung den Horizont des Besuchers.

Trotz den großen Nachteilen des Stadtlebens, trotz ihrer Hast und dem Elend der Großstadtarbeit scheint dennoch die Anziehungskraft der Stadt auf den Landarbeiter ungebrochen zu sein. Sie zwingt ihn, die produktive Arbeit zu verlassen und in der Fabrik stumpsinnig an einem Rad zu drehen, sie bringt sogar den selbständigen Kleinunternehmer, der in einer mittleren Stadt doch Persönlichkeitswert besaß, dazu, in ihr ein Rädchen zu werden. Zu klagen nützt nichts: Die Statistik hat erwiesen, dass die Vereinigten Staaten, ursprünglich ein reines Agrarland, nun schon seit etlichen Jahren mehr Einwohner zählen, die in Großstädten wohnen als in kleineren Ansiedelungen oder auf dem Lande. So unheimlich und beängstigend es Vielen scheinen mag, der Zug nach der Stadt geht ungebrochen und sich ständig verstärkend weiter.

Wenn der Kulturgang einen Sinn haben soll, so kann es nicht anders sein, als dass der Großstädter trotz seiner Perversionen einen höheren Typus Mensch darstellt, als der Kleinstädter oder der Bauer. Wahr ist, er hat mehr Vorstellungsvermögen, mehr Einfühlungskraft, ist somit weitherziger, duldsamer, relativistischer. Was ihm an gefestetem Charakter abgeht, hat er dafür an neuen Möglichkeiten der Entwicklung gewonnen. Vergessen wir nicht: Die Starre des durchgebildeten Charakters bedeutet zugleich Abschluss und Grenze. Um zu höherer Form aufzusteigen, braucht es zunächst wieder Lösung und Lockerung. Dies nun wird wohl das Chaotische sein, was uns am Großstädter auffällt. Wir bedauern das Auflösen der festgefühten Stände, wie des Bauernstandes; für uns ist er ein naturverbundener Stand und wir meinen, seine Vertreter müssten sich in jedem Betracht wohl und an ihrem Platze finden. Aber wir fühlen das aufrichtig nur in den Stunden der Verzweiflung und der Entmutigung. In Wahrheit kann, wer das Stadtleben geschmeckt hat, nicht wieder in die Gebundenheit zurückkehren. Keine Rückkehr ist möglich — sowenig innerhalb biologischer als soziologischer Stufen. Und die Vertreter des Standes, die sich nach unserer Meinung in ihrer Gebundenheit so glücklich schätzen sollten, tun ja das auch gar nicht. Der Drang zwingt sie, sie wissen selbst nicht warum, trotz allem, was ihnen von dem Elend der Großstadt gesagt wird. obschon sie wissen, was es mit

der Seelenlosigkeit der Industrie auf sich hat. Sie lassen Pflug, Stier und Ross und füllen die leergewordenen Plätze in den Fabrikssälen in immer neuen Scharen.

Es muss so sein, dass sie trotz dem Verzicht auf die Meisterhaftigkeit und die Wesenhaftigkeit der Arbeit dennoch im innersten Wesen diese andere, neue Existenz als eine wünschbarere und höhere empfinden. Wenn sie selbst dies empfinden, welches Recht haben wir, es nicht zu tun? Doch wenn wir an die verschiedene Art der Arbeit denken, die der frühere Landmann nun im Fabrikgetriebe zu tun erhält, lässt uns dies nicht erwarten, dass sein *Verhältnis* zur Arbeit ein anderes werde? Müssen wir uns wundern, wenn er selisch dabei nicht mehr auf seine Rechnung kommen kann und deshalb *außerhalb* der Arbeit das sucht, was er unklar als das Wesentliche der neuen und höheren Art Existenz, der er im dumpfen Wahne zustrebte, empfindet? Mag dieses Suchen für unsere Gefühle widerliche Formen annehmen, mag es sich in skrupelloser Genussucht kund tun, es ist ein Suchen darin nach dem Inhalt, der das Leben erst lebenswert macht. Die Vergnügungssucht, die vielgeschmähte, des Fabriklers, ist der direkte Revers der Trostlosigkeit seiner Arbeit. Auch das Umgekehrte zeigt sich: Diejenigen Leute der Großstadt, die einen verantwortungsvollen Posten bekleiden, der sie so vollständig in ihrer Würde erfüllt wie ein Bauernhof, bedürfen der Stimuli der Großstadt nicht und haben Inhaltes genug an ihrer Arbeit — auch unter den verlockendsten und aufreizendsten Umständen.

Was wir als Perversion der Großstadt empfinden, ist der Rückschlag der modernen Arbeitstechnik. Aber in dieser Perversion ist auch die Quelle der Kultur der Zukunft beschlossen. Eine unermessliche Sehnsucht nach einem höheren Leben steht hinter dem Vergnügungstaumel. Und dieser selbst steht eigentlich auch schon wesentlicher höher als vor Zeiten. Der Alkohol, d. h. die Betäubung aus Verzweiflung spielt in der Großstadt längst nicht mehr die Rolle, die er in engern Kreisen so oft noch spielt. Die Vergnügungssucht der Großstädter steht schon viel näher dem Bildungstrieb, also ist schier überall schon eine, wenn auch noch etwas rudimentäre Form des Bildungstriebes. Und wieder muss ich als Musterbeispiel den Kino erwähnen, der zwar noch lange nicht das ist, was er in der Hand des Staates oder erleuchteter Unternehmer

sein könnte, aber doch schon diesem Bildungstrieb der Massen in hohem Grade Rechnung trägt. Man mag ihm eine Förderung der Halbbildung vorwerfen. Ich glaube nicht, dass dies als sein schlimmster Fehler angerechnet werden kann. Aus Halbbildung kann Bildung wachsen. Unstreitig sind seine Möglichkeiten der Horizonterweiterung gewaltige und es bedarf nur der Persönlichkeiten, um aus ihm ein Bildungsmittel zu machen, das an Intensität jede Presse weit übertreffen wird.

Ich glaube nun, trotzdem wir den Zusammenhang zwischen der Unbefriedigtheit der modernen Arbeit und dem Reizhunger des Großstädtlers gesehen haben, ist kein Anlass vorhanden, in Klagen über den ferneren Weg unserer Kultur auszubrechen. Ich gebe zu, dass ich nicht einsehe, wie die Zentralisierungstendenz, mit ihr die stetige Spezialisierung und Mechanisierung der Arbeit, in absehbarer Zeit einer andern, rückläufigen Tendenz Platz machen könnte. Mir scheint dies nicht wahrscheinlich. Die Berufsarbeit wird voraussichtlich, trotz allen Reformen, die große Mehrzahl des Volkes in den kommenden Jahren nie mehr so befriedigen können, wie sie es in Perioden kleinerer Kultureinheiten tat. Sie wird es erst dann wieder können, wenn ein neues Verhältnis zur Arbeit entstanden sein wird, wenn der „Ameisengeist“, d. h. das bejahende Bewusstsein, nur ein unendlich kleines Teilchen einer ungeheuren Maschinerie zu sein, im Durchschnittsmenschen als inherentes Gefühl erwachsen sein wird. Dies wird aber noch eine geraume Weile dauern. Wir wachsen eben jetzt in enorme Zusammenhänge hinein, wie sie nie zuvor bestanden, und brauchen darum viel längere Zeit, um sie auszubilden und uns darin zurechtzufinden, als es je eine Generation gebraucht hat. Somit wird dies aufgezeichnete Missverhältnis zur Arbeit die nächste Zeit, d. h. ungefähr das nächste Jahrhundert wohl beherrschen.

Weil dem so sein wird, wird die Beschäftigung, die der Durchschnittsmensch in seiner Freizeit — die nicht mehr unbeträchtlich sein wird —, pflegen wird, zu *fundamentaler Bedeutung* für ihn gelangen. Ich habe versucht, zu zeigen, wie die Sehnsucht nach Menschenwürde, nach Aufleben und Ausleben der Seele, weil sie in der Berufsarbeit ihr Genüge nicht finden kann, sich in der übrigen Zeit mit außerordentlichem Druck geltend macht. Wegen des seelischen und geistigen Tiefstandes der großen Massen hat

sie bislang oft unzulängliche Formen angenommen. Alkoholgenuss, Kinobesuch waren oft am dominierendsten. Sieht man nicht doch schon eine Entwicklung? Vor 50 Jahren war der Alkohol einziger Tröster der Proleten. Jetzt ist es vielerorts der Kino geworden. In Amerika, wo die soziologischen Erscheinungen des kapitalistischen Zeitalters, weil nicht so viele frühere Formen mehr dazwischen stehen und das Gesamtbild komplizierter machen, sich oft viel schärfer abzeichnen, kann man das wunderbar plastisch sehen: Bis vor einem Jahr stand in den Vergnügungsstraßen eine Bar neben der andern, in der die Arbeiter ihren Lohn vertranken und sich bis zur völligen Bewusstlosigkeit Whiskyrunden zahlten. Heute sind aus diesen Bars Limonadenschankstellen geworden, die aber viel weniger frequentiert werden. Die Stellung der Bars, als der Erholungsstätten, haben die Kinos eingenommen, die überall wie Pilze aus dem Boden schießen. Sie sind drüben nun die sozialen Zentren der Massen. Man wird zugeben, dass das Ansehen von Filmdramen zum mindesten doch schon eine höhere Art der Betätigung darstellt als das sich Betrinken, ja ich wage selbst zu sagen, als das Saufen und Raufen wie es die naturgebundenen bayrischen Äpler praktizieren.

In Amerika als ganzem genommen ist der Schritt von den nur den größten Reizen antwortenden Vergnügungsstätten zu den eigentlichen Bildungsstätten aber schon viel weiter gediehen. In kleineren Städten mag der Kino die einzige Unterhaltung bieten. In Chicago und New York ist es schon nicht mehr so. Da stehen die Bildergalerien, die wissenschaftlichen Sammlungen, die großen Bibliotheken abends jedermann zum Besuche offen. Und ob sie besucht werden! Ich denke mit einem leichten Gefühl des Grauens an das Gedränge im New Yorker Aquarium, als ich dort war und an die Scharen Menschen, die einem das Sehen im Rembrandtsaal der Chicagoer Kunstsammlung schier verunmöglichten.

Sind die arbeitenden Massen heute noch ungebildet, so liegt der Fehler nicht an ihnen. Er liegt an den Gebildeten, die es vorgezogen, auf einsamer Höhe sich zu ergehen und sich zu gut dünkten, die Mitbrüder mit williger Hand zu sich hinaufzuziehen. Amerika zeigt uns hier den Weg, den wir gehen müssen, wenn wir das Wort von der Bildung des Volkes wahr machen wollen. Tut es not, extra darauf hinzuweisen, dass der enge Zusammenhang

zwischen dem Gefühl der Enterbung in geistiger Hinsicht und dem enormen Wachsen der Arbeiterbewegung im eingangs skizzierten dritten Stadium gerade auch in jenem Lande — aber diesmal negativ — deutlich wird? Nicht nur deshalb hat Amerika keinen nennenswerten revolutionären Sozialismus in unserm Sinne, weil die Löhne drüben besser sind und die Möglichkeit, sich selbständig zu machen, größer als bei uns — auch dort geht sie ständig zurück und wird bald nur noch für die gelten, die aufs Land hinaus wollen, während im ganzen genommen die Entwicklung eben auch dort das Anwachsen der Städte bedingt — sondern wohl auch zum guten Teile, weil dies Gefühl des Ausgeschlossenenseins von den künstlerischen und wissenschaftlichen Gütern, das heißt dem Reich der Seele und des Geistes, eben in Amerika gar nicht aufkommen kann, dank einer wahrhaft tiefen Auffassung der Demokratie, von der wir in unserm Land kaum einen Schimmer spüren.

Seien wir uns doch bewusst: Mit der Kraft, die von unserer formalen Demokratie ausströmt, ist es nicht in alle Ewigkeit getan. Wir haben wohl durch sechs Jahrhunderte hindurch die Probe abgelegt, dass wir in unserm Volkskörper einen relativ zähen Klebstoff besitzen, aber wenn wir ehrlich sind, müssen wir gestehen, dass es mit der eidgenössischen Geschichte doch eigentlich immer nur unter heftigen und blutigen Erschütterungen vorwärts gegangen ist. Weit mehr wie in Frankreich als wie in England. Nun stehen wir wieder einmal an einem Wendepunkt, besser in einer Wendezeit, die sich über Jahre erstrecken kann. Da dünkte es mir verdienstlich, wenn wir, gemäß der fortgeschrittenen Industrialisierung unseres Landes, unser Augenmerk ein wenig dem soziologischen Problem, das ich hier angeschnitten habe, zuwenden würden. Es scheint mir, als ob es gut wäre, wenn alle diejenigen, die hoffen, dem Gang der europäischen Entwicklung ohne Blutvergießen gerecht werden zu können, die aber doch betroffen sind ob dem Maße der Gärung, das in unserer industriellen Bevölkerung schwebt, und nach neuen Wegen suchen, die hier aufgezeichneten Dinge nicht nur überlegen, sondern, wo sich Gelegenheit bietet, kräftig verwirklichen wollten. In Zugänglichmachung von kulturellen Werten ist sicher bei uns schon viel geschehen. Ebenso überzeugt bin ich, dass noch unendlich mehr zu tun übrig bleibt bis die Feierabendstunde des letzten Arbeiters etwas wird, das er als Gewinn buchen

kann, bis das kulturelle Programm, das uns der Achtstundentag aufgebunden hat, durchgeführt ist, um nur eines zu erwähnen. Und hier wie überall ist nicht zu vergessen, dass es letzten Endes eben so sehr darauf ankommt, *wie* man diese Dinge anfasst, als *dass* man sie überhaupt anfasst. Aber angefasst müssen sie werden.

LONDON

PAUL LANG

□□□

## VON FARBEN

Von MAX GEILINGER

Darbt das Auge uns im Nebelgraus,  
Träumt die Seele sich einsam auf graue Flut;  
Doch unsre Blicke schwärmten wieder wie Sterne aus  
Und haben stets wieder gleich Faltern geruht  
Auf Splittern Lichtes, den tausend Farben:

Auf violetten voll süßen Ermüdens,  
Auf dir, lebensdunkler Aklei,  
Dem Brand wilder Pfingstrosen in Flammenschroffen des Südens,  
Auf grüner Waldnacht heimlichem Vielerlei,  
Auf Rosen, die sich verfärbend entblättern,  
Auf weißer Weierlilien goldigem Grund,  
Auf Früchten, die prall in die Bäume klettern,  
An süßem Goldhaar, rosigem Mund,  
An Vergissmeinnicht, die uns Himmel weisen,  
Bis zu Wiesenkunterbunt, rotem Klee,  
Und Wintertannen, geeisten Zaubrern im Schnee:

An eurer Fülle sieht sich die Seele gesund.

□□□

L'expression la plus simple du sens de la vie m'est venue aujourd'hui en rêve: l'univers se meut et se perfectionne; le devoir de l'homme consiste à participer, à coopérer et à se soumettre à ce mouvement.

Léon Tolstoï, *Journal intime*, 29 avril 1898.

□□□